

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 51

Artikel: Weihnacht

Autor: Weidenmann, Julie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfangen, ohne klares Bewußtsein. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es war ihm, als ob das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer und schwerer würde.

„Gottlob!“ leuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Tännchen war noch nicht zufrieden. „Weiter hinauf!“ bettelte es. „Hier kann ich nicht sein, die großen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muß bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, Bitte!“

Taköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geißholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine große Mühsal zu verkürzen, verließ er sich erst recht, also, daß er in kurzem gar nicht mehr wußte, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weiterschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um sogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam empor wuchs und in glückhaftem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein großer, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, daß der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stämme des Lichterbaumes aber saß Brunnhofer Annit; sie wiegte ihre einarmige Puppe im Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Neugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:
Uebers Johr, dänn si' mer ryh,
Muesch en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe!...

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Taköblis Sinne, daß er darob erwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, daß der alte Brunnhofer, Annis Großvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Mit plötzlicher Bestimmtheit besann er sich auf alles. Sein ganzes Denken war augenblicklich auf Flucht gerichtet. Ohne lang zu überlegen, schob er auf, um neben dem alten Mann vorbei ins nahe Dickicht zu entkommen.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Überlegenheit fest. „Nu g'stät, Büebli, nu g'stät!“ sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Taköbli verlor sogleich etwas von seiner großen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstraße hinüber und ins Dorf hinab. „Man tut dir nichts; du mußt dich nicht fürchten“, redete der sonst Wortlange dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. „Sei froh, daß ich noch einmal nach dir suchen ging, und daß die Stäbchen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.“

Das verschneite Dorf lag in tiefem Schlafe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gesessen, mit einem leisen „Gottlob“ entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hieß ihn essen.

„Heut, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestochen“, sagte sie nach einer Weile. „Das wäre dann recht traurig gewesen.“

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm direkt gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, daß er ihr sein Gesicht zuwenden mußte.

„Sag' mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre“, bat sie eindringlich. „Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazu gekommen wäre, hätte dir auch nicht so geschehen dürfen.“

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloß dem armen Weihnachtsbäumchen, das ihn so sehr gedauert, einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. „Ich glaub' dir das“, sagte sie. „Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiß, daß du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt ab bist du bei uns daheim.“

So hat der kleine Taköbli an sich erfahren, daß man mit dem Gutsein nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muß.

Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden und das Anni seine Frau.

Das Christbäumlein, um das er aus einem unguten Haus in ein gutes gekommen, bewahrt er noch heute als Andenken auf, ob es gleich nicht mehr viel vorstellt. Vielleicht zeig' ich's euch einmal, wenn ihr's sehen wollt. Denn der Taköbli von damals bin ich, er ist in der Wahrheit ein Xaveri gewesen. — Seid ihr jetzt zufrieden?“

Weihnacht.

Marienkind, ich suche
Dich überall,
In Not und Tod und Sünde,
Im finstern Stall.

Mariensohn, ich finde
Dich tieft in mir;
In staunendem Befragen
Knie ich vor dir.

O seliges Erleuchten!
Wie trifft dein Strahl!
Sohn Gottes, du All-Einer,
Du Wunderschall!

Sohn Gottes, tief im Innern
Du Melodie!
Herzliebe Ewigsonne,
Verschein mir nie!

Ich bin dein armes Kripplein,
Dein finst'r Stall!
Du Klinge und du scheine
Mir überall!

Julie Weidenmann.

Hannelis Weihnacht.

Von Edgar Chappuis.

Man befand sich in der zweiten Dezemberhälfte. Weißer hoher Schnee bedeckte Stadt und Land, und die Eiszapfen, die von den Dächern herabhängen und überall die öffentlichen Brunnen bekränzen, sorgten dafür, daß eine richtige Weihnachtsstimmung herrschen konnte. Überdies prangten in den Schaufenstern die schönsten Gegenstände und warteten nur darauf, gekauft zu werden, damit durch sie irgend einem Menschen eine Freude bereitet werden könnte. Da die Nacht schon früh einbrach, erglänzten bald nach vier Uhr, also zu einer Zeit, wo die Schuljugend aus dem Nachmittagsunterricht heimzukehren pflegt, die Läden der großen Stadt in einer Fülle von Licht, und ob all den ausgestellten Herrlichkeiten blieb manch Bube und Mägdelein mit weitaufgerissenen Augen stehen und vergaß beinahe, daß es heim mußte, die Schulaufgaben zu machen.